

Volksbühne Cham

Grenze zwischen Normalität und Wahnsinn



Am 7. Oktober 1890 wurde «Pension Schölller», ein Klassiker der Schauspielliteratur, in Berlin uraufgeführt. Es ist sicher nicht vermessen, wenn man behauptet, dass dieses Stück der Schwank aller Schwänke ist. Der Handlungsverlauf ist so grandios konstruiert, die Situationskomik so brillant, dass die «irren» Figuren auch 117 Jahre nach der Uraufführung bei guter Interpretation die Zuschauer noch und noch zum Lachen bringen. Ein Lustspiel-Klassiker, der immer wieder schalkhaft vor Augen führt, dass die Grenze zwischen Normalität und Wahnsinn fließend verläuft. Die Volksbühne Cham hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht, um eine saubere und glaubhafte Inszenierung auf die Bühne zu bringen. Regisseur Harry Sturzenegger wählte nicht einfach eine der verschiedenen im Laufe der Jahrzehnte geschriebenen Bearbeitungen des Stücks. Er ist zurück an die Wurzeln des Schwanks gegangen und hat sich in seiner für die Volksbühne erarbeiteten Textfassung an die Urfassung gehalten. Obwohl er die Handlung in eine Zuger Gemeinde und nach Zürich verlegte, widerspiegelt das Stück die unverfälschte Stimmung der Entstehungszeit, die Zeit des industriellen Aufbruchs, in der die Welt begann, einem Irrenhaus nicht unähnlich zu werden. Was ist verrückter, der ganz normale Wahnsinn provinzieller Bürgerlichkeit oder der exaltierte Irrsinn grosstädtischen Lebens? Natürlich alles nur eine Frage des Standpunktes. In über 50 Proben arbeiteten die 13 Schauspieler des Ensembles an den ein-

zelnen kontrastreichen Charakteren der einzelnen Rollen. Bis auf eine Ausnahme ist es allen gelungen, die ihnen zuge dachte Figur glaubhaft zu gestalten. Sie haben allesamt das richtige Mass, der in einem Schwank notwendigen Überzeichnung ihrer Figuren gefunden und wahre Lachstürme und Zwischenapplaus ausgelöst. Da trafen wir beispielsweise auf Gestalten wie eine aufsässige Mutter, die ihre Tochter verheiraten will, eine penetrant fragende Schriftstellerin, einen Grosswildjäger, der freigiebig Leoparden verschenkt, einen Major a.D., der allein jede Erwähnung des Wortes Militär als Herausforderung zum Duell versteht, oder einen jungen Mann, der so gerne ein grosser Schauspieler wäre, aber statt den «l» nur noch ein «n» herausbringt und frohgemut «Othenno» rezitiert. Und im Mittelpunkt der wohlhabende Philipp Klapproth aus dem provinziellen Hünenberg, der in seiner umwerfenden Naivität die Familienpension Schölller mit einem Irrenhaus verwechselt. Alles in allem eine saubere Ensembleleistung. Eine besondere Leistung muss die Volksbühne jeweils bei der Gestaltung der allzu kleinen Bühne erbringen. Mit so wenig wie möglich Kulissen, Vorhängen und Requisiten ist es gelungen, die drei notwendigen Bühnenbilder zu gestalten. Allerdings die Wohnstube von Klapproth in Hünenberg hätte man sich bezüglich Ausstattung noch etwas bürgerlicher und reichhaltiger gewünscht. Die Auswahl der Kostüme hingegen ist bestens gelungen, brachten doch die Kleider der Jahrhundertwende um 1900 die notwendige

Farbigkeit aus jener Zeit zum Ausdruck. Dass die Frauen im Hause Klapproth in Hünenberg in Zuger Trachten spielten, war ein guter Einfall des Regisseurs und bot einen besonderen Kontrast zu den anderen Kostümen. Auch die Frisuren und Masken gaben nicht zu Kritik Anlass.

Cäsar Rossi

DIE INFOS ZUM STÜCK

Pension Schölller

von Carl Laufs/Wilhelm Jacoby
Regie: Harry Sturzenegger

Spieldauer: 110 Min, Kostüme/Requisiten: Ende 19. Jhdt, 3 Bb (Cafe, Pension, Wohnhaus), 7D/6H, Rechte: Original frei (Dialektfassung bei breuning.ch), Kontakte Gruppe: volksbuehne.ch

Kurzbeschreibung: Philipp Klapproth möchte seinen Stammtischbrüdern mit einem verrückten Erlebnis imponieren. Die Teilnahme an einer Soiree in einer Irrenanstalt wäre das Richtige. Sein Neffe Alfred in Zürich soll ihm diesen Wunsch erfüllen als Gegenleistung für die Finanzierung einer Geschäftseröffnung.

Der Neffe führt den erlebnishungrigen Klapproth zu einer ganz normalen Abendgesellschaft in die Familienpension Schölller – und macht ihn glauben, die Pension sei ein Irrenhaus.

Nun zeigt sich, dass in uns allen etwas Verrücktes steckt, es kommt einzig auf die Perspektive an.